

40] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Bis dahin war Herr Rutor im ganzen in den Grenzen seines Programms geblieben; seine Worte formten seine Gedanken, ohne sie zu entstellen oder zu vergrößern. Er war sowohl in der Begründung als in der Ausdrucksweise maßvoll. Er enthielt sich aller heftigen und leichten Effekte, die ein weniger skrupelloser Redner gebraucht hätte. Die einen fanden diese Methode geschickt und für den Angeklagten gefährlich, die anderen beurteilten sie als zu gelinde und als ungeeignet für die Geschworenen. Die letztere war Herrn Rabinus' Ansicht, dessen Gesicht einen ärgerlichen Ausdruck annahm. Aber alle hörten mit jener Achtung zu, die eine Sprache, die für die Wahrheit kämpft, immer erzeugt.

Rutor hielt einen Augenblick inne, hustete und sagte: „Dieses Resultat schöpfte ich aus der seltsamen Angelegenheit und breitete es sorgfältig vor Ihnen aus. Vielleicht ist sie eine der verwirrtesten, die gerichtliche Chroniken aufweisen, vielleicht ist es der Prozeß, der mir während meiner Laufbahn am meisten Angst und Skrupel verursachte. Ich zögere nicht, es einzugestehen, und ich bitte Sie, von mir nicht zu erwarten, daß ich bei einem solchen Fall auf Ihre Ueberzeugung zu wirken suche.“

Herr Rabinus fuhr in die Höhe, Chauffy machte eine zornige Geste, Brévine blickte überrascht.

„... Ich weiß, daß Ihr Gewissen und Ihre Rechtllichkeit Sie leiten. Jedoch habe ich die Pflicht, Ihr ganzes Denken auf die ungünstigen Argumente aufmerksam zu machen, die ich Ihnen anführen mußte. Auch mich selbst haben sie nicht absolut überzeugt, ich gestehe es offen ein. Aber Sie sollen darum trotzdem auf Ihrer eigenen Wage wägen, die vielleicht noch sicherer das Gewicht anzeigt. Ich kann Ihnen nur eins sagen: Nichten Sie sich nach Ihrer Einsicht, ohne Voreingenommenheit noch Schwäche, in völliger Unabhängigkeit. Nichten Sie, wie es Männern geziemt, denen eine sehr große Macht verliehen ist. Eine Macht, die ebenso groß wie ihre Verantwortlichkeit ist, da sie keinen Widerruf kennt. Nichten Sie in dem Geist des Schwures, den Sie leisteten, dessen Sinn Sie erfaßt haben und den Sie nicht brechen werden.“

Er wollte jetzt aufhören. Gewiß alle, die von einer Justiz träumten, deren Methode so voller Bedenken ist wie diejenige aller Wissenschaften, welche mit den Leidenschaften der Menschen nichts zu tun haben, hätten diese kurze Rede gut gefunden. Einfach, klar, gerecht, eine Rede, in welcher der Beamte seine Pflicht getan hatte, ohne darüber hinauszugehen; ein unparteiischer Forscher, welcher nur den Sinn der Wahrheit ausdrücken will. Was trieb ihn dazu, weiter zu sprechen? ... ein Blick auf das ärgerliche Gesicht von Herrn Rabinus, der aufs neue seine Furcht erweckte, „die Missetat zu ermutigen“, ein etwas ironisches Lächeln von Brévine, der von der Milde überrascht war ... oder ein unerklärlicher Impuls, der in der Tiefe der Seele schlummert, um plötzlich hervorzuwachen und das Werk unserer Vernunft und unseres Willens umzustößen? ... oder war es die Furcht, daß er sich von seinem Gefühl zu sehr hatte hinreißen lassen? ... War es nur der sanfte Einfluß von gestern, dem er zu sehr nachgegeben? Unvermutet war er am Ausgangspunkt seiner Rede angelangt, und was er anfangs übergangen hatte, die Vergangenheit von Vermantes, warf er jetzt als schweres Gewicht in die Wage. Selbst der Ton seiner Sprache wechselte. Die Stimme wurde lauter und drohender. Die Sätze wurden länger, seine Bewegungen bekamen etwas Pathetisches und aus den Worten klang Emphase.

„... Bedenken Sie aber vor allem, meine Herren, daß Sie keinen Mann vor sich haben, dessen Charakter und Vergangenheit eine solche Achtung einflößen, daß man erröten müßte, wenn man ihn verdächtigt. Sie haben seine Lebensgeschichte gehört; ich will Ihnen nicht noch einmal all jene

Tatsachen vorführen, die sich wie fürchterliche Zeugen gegen ihn erheben ...“

Aber trotzdem führte er sie vor, vereinigte sie eng und erläuterte sie mit schneidender Strenge.

„Betrachten Sie ihn, meine Herren! Sehen Sie seine Niedergeschlagenheit. Ich habe mich über das schreckliche Geheimnis, das er vielleicht verbirgt, nicht aussprechen wollen, um Ihrer erhabenen Richterpruch besser zu respektieren. Aber ich bin sicher, daß er in diesem Moment das Gewicht seines luxuriösen zweifelhaften Lebens hart auf sich lasten fühlt, das Gewicht dieser Existenz, die mit so vielen moralisch verwerflichen Handlungen, mit so viel Fehlern und Schwächen aller Arten behaftet ist, daß alles möglich erscheint. Vielleicht denkt er mit Bitterkeit an den Schlamme, der sein Gewissen trübt. Er fühlt sich von der allgemeinen Mißbilligung umgeben, deren Bezeugungen der Herr Präsident unterdrücken mußte. Vielleicht hat er sich zum ersten Male in diesem wahren, unbarmherzigen Spiegel betrachtet, vielleicht hat er sich das erste Mal gesehen, wie er wirklich ist; seines eitlem Nimbus beraubt, einmal aus dem Wirbelwind von Geschäften und Vergnügungen herausgeschleudert, indem er stets sich selbst vergaß. In diesem Wirbelwind hat er keine Zeit gefunden, sich um sein Gewissen zu kümmern, dessen Stimme zweifellos immer schwächer wurde, bis sie in der Leichtigkeit seines Lebens und der allgemeinen Sitten völlig verstümmelte und es so weit kam, daß er seinen Namen nichts mehr veragte, und heute kann keiner von uns berechnen, welcher schwachen Widerstand er unseren schlimmsten Verurteilungen entgegenzusetzen konnte. Ja, meine Herren Geschworenen, durch die Strömung des Jahrhunderts und seine eigene Schwäche hat dieser Mann sich nach dem berühmten Wort eine Seele „aus Wachs für das Laster“ geformt. Nun, eine Seele mit so zweifelhaften Grundbegriffen, eine Seele, die so bereit ist, sich zum Neblen zu wenden, kann ausgleiten ... Ich könnte sagen, bis zum Verbrechen gleiten. Ich sage es aber nicht. Denn darüber haben Sie zu urteilen. Es ist Ihres Amtes, sich allein ein Bild von diesem schwankenden Geist zu machen, den so viele Zufälle und Glückswechsel aus dem Gleise gebracht haben. Es ist Ihre Sache, dem Gerichtshof zu sagen, ob dieser Kopf fallen soll oder ob man diesen Mann dem gerechten Zweifel überlassen soll, den aus den Herzen der Zuhörer zu tilgen diese Verhandlungen nicht instande waren.“

„Biemlich geschickt,“ sagte Languard zu Frau de Rufeney. „Der Schluß widerspricht dem Anfang, aber wer wird das bemerkt haben ... er war wirkungsvoll.“

Near Bogis bemerkte zu Chauffy:

„Sehr gut, vielleicht zu gut für die Geschworenen.“

Chauffy warf ihm einen mitleidigen Blick zu. Er hatte sich entschlossen, wenn der Urteilspruch verneinend ausfallen sollte, sich an Rutor zu halten, um an ihm seine Galle auszulassen.

„Seien Sie doch still,“ brummte er, „der Esel hat wie ein Hundsfott gesprochen.“

Aber man hatte kaum Zeit, Eindrücke auszutauschen: der Antrag des Staatsanwalts hatte etwa fünfzig Minuten gedauert, und der Präsident gab sofort dem Verteidiger das Wort.

Brévine arbeitete für all seine Reden einen Plan aus, den er nicht einbüßte. Er improvisierte und sprach mit jener Begeisterung und jenem Eifer, der seine Reden so lebendig gestaltete. Wenn auch in dem Bau der Rede eine gewisse Unordnung herrschte, die durch die vielen Parenthesen verstärkt wurde, so siegte doch die Einheitslichkeit seiner Beweisführung, die stets den Endzweck im Auge behielt. Da er bei Beginn seiner Reden stets „Compensiebr“ hatte, war er zuerst verlegen, oder unzusammenhängend: man mußte an die großen Vögel denken, die, bevor sie fortfliegen, ihre Flügel mühsam bewegen in der schmerzlichen Zurück vor der Anstrengung. Er begann mit langen Sätzen voller Komplimente für den Präsidenten und Verbindlichkeiten für die Geschworenen, aber in dem Augenblick, in dem er am

meisten sich zu verwickeln schien, nahm er einen kräftigen Aufschwung.

„Vor allen Dingen, meine Herren, bitte ich Sie eine Legende zu vergessen, die, falls sie noch in Ihrem Geiste haftet, die Freiheit Ihres Urteils beeinflussen könnte. Die Anklage, die auf Unparteilichkeit pocht und auch manchmal den Anschein hatte es zu sein, schien anfangs von dieser Legende Abstand zu nehmen, um sie zum Schluß mit ganzer Kraft wieder aufzugreifen und so desto tieferen Eindruck auf Sie zu machen: ich meine dieses Märchen von Vermantes, dem verdächtigen Spekulanten, dem strupellosen Genußmenschen, eine Art Industrieritter oder Abenteuerer, der dem Vergnügen nachjagt. Meine Herren Geschworenen, ich beugne mich statt jeder Antwort damit, Sie auf die Auslagen hinzuweisen, die Sie von den Mitarbeitern oder Teilhabern Vermantes' gehört haben, Aussagen, die seinen Eigenschaften und seiner Rechtllichkeit huldigen. . . Der berühmte Schriftsteller Charreire, von Kindheit an mit meinem Mandanten befreundet, schilderte seinen energischen, beharrlichen Fleiß. Und was haben wir denn beobachtet, meine Herren? Einen Menschen wie viele andere, bei dem das Gute sich mit Schlechtem mischte, einen Mann, von dem ich Ihnen nicht sage, daß er in allen Dingen fehlerlos ist, aber ein Mann, durch dessen Arbeit Tausende von Menschen leben konnten, der dem Handel und der Industrie neue Wege zeigte, der der Ausbreitung der Zivilisation und des französischen Geistes diente; ein Mann, dem wir drei Häfen verdanken, Brücken, Leuchttürme, ohne von der Hochbahn zu sprechen, die während der letzten Ausstellung Ihrer aller Freude war. Und ich frage Sie, meine Herren Geschworenen, warum rechten Sie gerade mit ihm, der nur das tat, was viele andere ebenfalls tun, deren Freigebigkeit nicht getadelt wird; Sie machen ihm den Vorwurf, prächtige Gesellschaften gegeben zu haben, Geld verschwendend zu haben, das er verdiente, ohne jemand etwas dadurch zu nehmen; im Gegenteil, er trug nur dazu bei, unser soziales Kapital zu vermehren, unser gemeinsames Wohlbehagen, unsere Macht über die Naturkräfte zu steigern. Sein Privatleben hat einige Schwächen aufzuweisen. Ach, meine Herren, wir wollen doch hier die gerechte Strenge, die man solchen Verfehlungen gegenüber hat, nicht bis zum äußersten treiben, hier haben wir über Verbrechen zu Gericht zu sitzen, aber nicht über diese kleinen Irrungen. Wir wollen es mutig eingestehen: es gibt eine gewisse leichte Lebensauffassung, die man im Sinne der Moral verdammen kann und muß. Aber es wäre doch besonders gefährlich zu behaupten, daß sie eine Vorbereitung für den Mord, eine Art Kulturboden für die Mordbazillen wäre. Nein, meine Herren Geschworenen, weil er wie so viele gelebt hat, verdient dieser Mann die Donnerkeile nicht, mit denen der Herr Staatsanwalt ihn am Schluß seiner Rede, die übrigens eine glänzende rhetorische Leistung war, zerschmetterte. Ich wiederhole, daß Vermantes eine Mischung von Gutem und Schlechtem in sich trägt, wie wir alle. Betrachtet man ihn ohne Voreingenommenheit, mit jenem seelischen Gleichgewicht, das man allen Dingen gegenüber bewahren muß, und beurteilt man ihn nur einfach menschlich, wahrheitsgemäß, dann, meine Herren Geschworenen, ist man versucht, Rousseau zu zitieren, der am Anfang seines herrlichen Buches „Les confessions“ ausruft: „Welcher Mann wäre besser als der da!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Auf hoher See.

Von Max Werner.

In der Nähe der Neufundlandbank wars. Ich stand an der Reeling unseres Dampfers und sah auf die wilde See hinaus. So weit der Blick reichte: stürzende Wogen mit weißen schäumenden Köpfen. Sie schlugen hart an die starren Planken des Schiffs und klatschten an die festverschlossenen runden Fenster. Von Zeit zu Zeit rollte eine besonders hohe Welle über das Vorder- oder Hinterdeck des auf- und niedergehenden Dampfers, der trotz des ungestümen Meeres mit voller Kraft dem Westen zu dampfte.

Die Passagiere weilten in den Salons oder lagen in ihren Kabinen. Die Eingangstüren zum Zwischendeck waren verschlossen: die armen eingepferchten Leute mußten bei Sturm und schlechtem Wetter die üble Luft der Zwischendeckräume einatmen und hatten kaum genügend Platz, um sich zu setzen.

Ich war nach dem Deck der ersten Klasse gegangen, wo sich bei dem Wetter niemand sehen ließ; sonst war es streng verboten, hier zu weilen. Hier oben stand ich sicher vor dem sprühenden Wasser

und konnte mich nicht satt sehen an dem gewaltigen Schauspiel, das die erregte See bot.

Aus einer Tür trat mein Freund Henry, der Deckelward, heraus. Ich hatte ihn unten in einer Mannschaftsstube kennen gelernt. Er schloß dort und wurde von den älteren Leuten sehr freundlich behandelt; denn er war ein guter humorvoller Junge, der alles genau berichtete, was in den Kajüten vor sich ging, und dann brachte er gute Lederbissen „von oben“ mit, die redlich geteilt wurden. Er stellte sich neben mich, und der Wind zauste seine vollen blonden Locken.

„Schönes Wetter heute!“ lachte er und vergrub die Hände in den Hosentaschen. „Wir kommen an die Neufundlandbänke, da gibt es immer Sturm und Wetter. Ist mir ganz lieb; da liegen die Herrschaften in ihren Kojen, und ich kann faulenzeln. Na, und in zwei Tagen haben wir New York.“

„Wenn das Wetter schlimmer wird, kann auch alles in Grund und Boden gehen, ehe wir Dollaria erreichen“, scherzte ich.

„Ach wo — is nich! Solche Prachtkisten wie unsere neuen Schiffe sind so sicher wie ein Omnibus. Schotteneinrichtung, Rettungsboote, Schwimmgürtel —“

„Oho“, lenkte ich lachend ein. „Ich möchte bei dieser See wirklich nicht mit dem Schwimmgürtel da herumtreiben, prrrh.“

„Und dann die Marconi“, fuhr Henry unbeirrt fort; „bei dem geringsten Unfall können wir Hilfe herbeirufen.“

Am die Ecke kam der erste Bootsmann; er mußte sich fest gegen den Wind stemmen, der ihm entgegenfauchte.

„Festhalten, Bootsmann“, rief ihm Henry spöttelnd zu.

„Nach, daß Du reinkommst, und bring Deinen seckranken Passagieren saure Seringe, Heinrich!“ brummte der alte Bootsmann.

„Henry, Henry bitte“, lachte der Blondkopf und verschwand. Der Alte lachte hinter ihm her. „Der Grünschnabel will sich bei seinen amerikanischen Passagieren beliebt machen und nennt sich Henry.“

„Es ist ein lieber Kerl“, sagte ich.

„Ist er“, bestätigte der Bootsmann. „Teufel noch mal, wenn ich seine blonden Locken sehe, dann ist es mir immer, als wäre der andere wieder dem Wasser entfliegen.“

Er schwieg und blickte eine kurze Weile in das Meer hinaus. Er war ein kräftiger, schon ergrauter Seemann, den ich in einem überfüllten Lokal in Hamburg kennen gelernt hatte.

„Wen meinen Sie?“ fragte ich, als wir langsam der Treppe zusteuernten, um zum Abendessen zu gehen.

„Es war auch ein wilder Tag damals und wir auf einem kleinen Dampfer. Du lieber Himmel, das nennt man Seefahren, auf einem Kasten mit 2000 bis 3000 Menschen, den der Sturm erst nach längerer Zeit ins Schwanken bringt! Denken Sie sich einen kleinen Dampfer mit 20 Mann Besatzung und tagelang einen heftigen Sturm, dann bekommen Sie erst einen Begriff, was für ein Ungeheuer das Meer ist!“

Der Alte erinnerte sich also eines schweren Tages aus seinem Leben, und ich beeilte mich, nach dem Abendessen in seine Kammer zu gehen und ihn zu bitten, mir von dem Angebauteten zu erzählen. Wir stopften unsere kurzen Pfeifen mit gutem Tabak, und während das Schiff schwankte und stöhnte und das Klatschen und Spritzen der Wellen zu uns hereintönte, erzählte der Alte.

„Wir fuhren von Hongkong ab, bei bestem Wetter mit voller Ladung und waren lauter gesunde, stramme Bengels. Zwei Tage verliefen glatt, am dritten bekamen wir Regen und einen feinen Wind, der uns scharf um die Nase fuhr und uns nichts Gutes ahnen ließ. Während der Nacht wurde es toller, und bei Morgengrauen gingen die Wellen schon über unseren Kahn. „Das ist so ein gottverfluchter Taifun“, schimpfte der Kapitän, „den uns die Chinesen nachgeschickt haben. Macht euch auf einen derben Kampf gefaßt, Jungens.“ Und es wurde ein wilder Tanz.“

Der Alte nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche, dann erzählte er weiter:

„Nö, haben wir damals auch feste getrunken. „Sauft, Jungens“, sagte der Kapitän, „was soll das gute Zeug ins Wasser fallen.“ Er glaubte nicht, daß wir jemals wieder Land sehen würden. Der Kasten ging nicht nur auf und nieder, er drehte sich auch wie ein Kreisel. Vom frühen Morgen an hatten wir einen Leidensgefahren, einen englischen Dampfer, der nicht weit von uns denselben Kampf kämpfte wie wir. Auf den hatte ich immer einmal hinübergeschickt, es war etwas wie Schadenfreude: Wenn wir untergehen, mußt Du auch mit.“

Der Alte lächelte und rieb sich die derben Hände an seinen Hosens. Dann wurde er plötzlich ernst.

„In meiner Koje sah der Schiffsjunge und hielt den Kopf in den Händen, als ich einmal hinunterkam, um mir einen frischen Prim zu holen. „Na, Du denkst wohl an Müttern“, fauchte ich den Jungen an. Da heult der auf wie ein getretener Hund. „Na nu“, sag ich, „bist Du toll?“ „Der Jakob ist über Bord“, brüllt der Junge und reißt mit den Händen in seinen blonden Haaren.“

Um die Mundwinkel des harten Seemanns zuckte es.

„Der Jakob, das war mein Spezi, ein allerliebster Kerl. Ich war viele Jahre mit ihm gefahren. Wir waren zusammen in Hamburg herumgebummelt und hatten manche lustige Nacht miteinander verlebt. Ein lustiger Kerl, ein vorreißlicher Kamerad. Den hatte die See mit hinabgenommen, als er ein losgeschlagenes Stück der Reeling wieder besessigen wollte. Der Junge war in

Jacob vernarrt, denn der Lehrte ihn alles, was er wissen mußte, und ließ ihm manche Pfeife Tabak ab, wenn wir am Abend zusammen saßen. „Komm mit hinaus, mein Junge,“ sagte ich, „wenn wir erlaufen müssen, dann doch bei der Arbeit, heute der, morgen wir.“ Eine furchtbare Gleichgültigkeit war über mich gekommen, die man nicht schildern kann, die man durchlebt haben muß. Einen Blick warf ich hinüber nach dem englischen Schiff, es tauchte auf und verschwand wieder. Nach einigen Stunden blieb es unten — die hatten ausgelitten.“

„Glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht, aber darüber habe ich noch gelacht, der war verschwunden und wir taumelten und drehten noch. Wir hatten doch das Kennen gewonnen. Eine halbe Stunde später riß der Sturm und das Wasser unseren Schweinstall weg und setzte ihn über Bord. Wir nahmen immer etwas Lebendiges von China mit, Hühner, Enten und solchen Krimstram. Dieses Mal hatten wir uns etwas Besonderes geleistet: auf hoher See sollte Schlachtfest gefeiert werden. Das Schwein wurde gehalten wie ein erstklassiges Rennpferd. Mitten auf Deck erhielt es einen luftigen Stall, wurde gepflegt und gefüttert. Alles freute sich auf den saftigen Braten. Nun war auch diese Freude hin. Der Koch jammerte, als das Schwein in hohem Bogen und quiekend über Bord geschleudert wurde. „Sei nur ruhig, rief ich dem Koch zu, wir kommen auch bald dran.“ In diesem Augenblick dreht sich unser Schiff wie ein Kreisel, taucht mit der vorderen Hälfte so tief ins Wasser, daß ich glaubte, die Fahrt nach dem Meeresgrund ginge endlich los. Da vorn war der Schiffsjunge beschäftigt, ich sehe noch, wie er auf die Seite geschleudert wird, seine Mütze fliegt fort, seine semmelblonden Haare flattern, dann taucht der Kasten tief unter in die wilde See. „Halt dich fest, Junge,“ brülle ich so laut ich kann, während ich Not habe, mich selbst anzuklammern. Da wird das Schiff auf die Seite geschleudert, der Kiel hebt sich, — mein Junge ist verschwunden. Vorn gähnt ein großes Loch, die halbe Keeling ist ins Wasser und der Junge mit ihr.“

Der Alte wischte sich über die Augen: „Es wird warm hier.“ In Wirklichkeit standen ihm Tränen in den Augen. Auch ich war ergriffen von dem Erzählten. —

Ich hatte sonst immer gut geschlafen. Das Stöhnen des Schiffs beim Schaukeln störte mich ebensowenig wie das Rufen und Schütteln der Maschine. Aber heute quälten mich böse Träume; bald sah ich Henry auf den Wogen, und seine blonden Haare flatterten, dann wieder schlugen die sprühenden Wasser bis an mein Lager heran, und das Schiff wurde so heftig gemorjen, daß es in allen Rügen erzitterte.

Ich erwachte und fühlte, daß das Schiff wirklich stark erschüttert wurde, die Maschine mußte sehr stark arbeiten, trotzdem der Sturm nachgelassen hatte und die See ruhiger wurde.

Am anderen Morgen erfuhr ich von Henry, daß an dem einen Kessel ein Schaden entstanden sei, er war led geworden und mußte außer Betrieb gesetzt werden. Dann wurden alle Mann herangezogen, um die lede Stelle auszubessern.

Die Maschinisten wurden sonst aller vier Stunden abgelöst, heute mußten sie durcharbeiten.

Der Kapitän lehnte jede Verantwortung ab. Was kümmerte ihn die Maschinenangelegenheit. Dafür war der Ingenieur da. Vielleicht waren die Kessel überheizt worden.

Das wies der Ingenieur, einer der renommiertesten der Linie, energisch zurück. Nur die Schiffsbauergesellschaft konnte die Schuld tragen.

Es gab kein großes Besinnen, der Schaden mußte geheilt werden, und zwar ohne Aufsehen, damit die Passagiere nicht beunruhigt würden.

Raum war der Kessel fertig und die Feuerung wieder flott, als der andere led wurde.

Henry hatte vom Ingenieur ein Telegramm erhalten, das er zum Telegraphisten schaffen sollte. Ich begleitete ihn. Kurz vor dem Raum überflog er den Zettel. Der Ingenieur fragte bei seiner Gesellschaft in New York an, ob es nicht besser sei, Hilfe zu senden: denn wenn die Kessel völlig versagten, so trieb das Schiff ziellos auf dem Wasser.

Als der Telegraphist die Tasten des Apparates in Bewegung setzte, blühten grünluchende Flammen auf und verursachten ein prasselndes Geräusch, wie Gewehrfeuer.

Draußen auf dem Deck lagen die Passagiere in ihren Stühlen, sonnten sich, lachten und scherzten. Wenn diese Sorglosen den Inhalt der Depesche gelesen hätten, die jetzt hinausgeschickt worden war, wäls ein Aufbruch wäre entstanden!

Am Mittag erzählte mir Henry, daß der Ingenieur Antwort erhalten habe: er solle alles versuchen, um die Kessel in Stand zu halten, und erst, wenn sie wirklich nicht mehr zu gebrauchen wären, um Hilfe telegraphieren. Der Ruf der Gesellschaft stehe auf dem Spiel, und es müsse versucht werden, das Schiff nach New York zu bringen, ohne daß der Kesselschaden bekannt würde.

Es war mir nicht ganz wohl zumute bei dieser Geschichte. Wenn die Kessel völlig versagten, dann war unser Dampfer ein schwimmender Sarg, der nicht ausweichen konnte, wenn im Nebel ein anderer Dampfer auf ihn zufuhr.

Langsam, mit weniger als halber Kraft, zogen wir westwärts. Noch einen Tag, und wir hatten New York. Auf Deck wurde musiziert und getanzt, es herrschte ausgelassene Fröhlichkeit, während da unten im Maschinenraum gearbeitet wurde bis zur

Erschöpfung, um kein Stillstehen der Maschine eintreten zu lassen — es galt, den Ruf der Gesellschaft zu wahren.

Und er wurde gewahrt! Niemand von den Passagieren erfuhr etwas von den schadhafteu Kesseln. Gewaltig erklang das Horn des Dampfers, als er in den Hafen von New York einfuhr, stolz und majestätisch zog er den Hudson hinauf, und die Passagiere jubelten dem ersehnten Lande, der Neuen Welt, zu.

Blumenduft.

Von C. Scheutling.

Mannigfach und wunderbar, darum für uns meist in Geheimnis gehüllt, sind die Kräfte und Eigenschaften, mit denen auch das kleinste Pflänzchen, das einfachste pflanzliche Organ ausgestattet ist. Wohl sehen wir die Wirkungen dieser Kräfte, wir erfahren die Aeußerungen jener Eigenschaften, doch aber ihr eigentliches Sein und Wesen ist noch von niemand ergründet. Unser Auge freut sich an dem Anblick des grünen Pflanzenleibes, es entzückt uns die feurigen Farben der Blumen, aber wir wissen nicht, was die Zellen nötig, hier grüne, dort weiße, rote oder blaue Farbstoffe zu erzeugen. Gleich rätselhaft ist uns die Eigenschaft so vieler Blumen, einen mehr oder minder angenehmen Duft zu entwickeln.

Daß das Entströmen des Wohlgeruchs nicht eine einfache, grund- und zwecklose Verflüchtigung, sondern in vielen Fällen mit einem bestimmten Lebensvorgange verbunden ist, geht z. B. daraus hervor, daß die *Maxillaria aromatica*, eine prachtvolle Orchidee, schon nach einer halben Stunde ihren Geruch verlor, nachdem sie mit Blütenstaub künstlich befruchtet worden war, wogegen die unbefruchteten Blüten ihren Geruch lange behielten. Auch wird jedermann die Beobachtung gemacht haben, daß alle Blumen in dem Stadium am stärksten duften, da ihre Blütenteile den höchsten Grad der Ausbildung erreicht haben und eine feuchtwarme Temperatur die Tätigkeit der Befruchtungsorgane anregt und befördert. Hieraus ließe sich folgern, daß eine lebhaftere Duftentwicklung zu dem Vorgange der Befruchtung in naher Beziehung steht, etwa so, daß jene als ein Ausdruck der höchsten Lebensenergie der Pflanze anzusehen ist. Zudem hat man eine andere Erscheinung kennen gelernt, von der man bestimmt weiß, daß sie mit dem Befruchtungsakte in ursächlichem Zusammenhange steht: wir meinen die eigenartige Wärmeentwicklung, die von dem französischen Naturforscher Lamarck an einer Fehrwurz (*Arum italicum*) zuerst wahrgenommen wurde. Es zeigen außer ihr noch andere Arten der Arongewächse während der Bestäubung in der tütenförmigen Blütenhülle des Kolbens eine erhöhte Temperatur. Gleiches ist an der wunderbaren „Königin der Nacht“, einer Kaktusart von den Antillen beobachtet worden, die ihre ebenso großen wie schönen Blüten des Abends öffnet, um sie nur Stunden dauern zu lassen, während dieser kurzen Blütezeit aber eine bemerkbare Eigenwärme und einen starken vanillenartigen Duft entwickelt. Noch auffälliger treten beide Erscheinungen bei der Königin der Wasserrose, der *Victoria Regia*, hervor, die bei Entfaltung ihrer Blumen die Temperatur der Staubfäden von 21 auf 24° C steigert und dabei auch eine lebhaftere Entwicklung ihres Wohlgeruchs bekundet. Man hat diese Erscheinung der Wärmeentwicklung dahin zu erklären versucht, daß man sie als eine Art Verbrennungsprozeß betrachtet, in dem die Blumen bei der Befruchtung ungemein viel Kohlenäure verbrauchen. Jedenfalls steht denn auch die gesteigerte Duftabsonderung zu jenem Prozesse in enger Beziehung.

Im allgemeinen ist der Einfluß der Wärme auf die Pflanzenprodukte von großer Bedeutung, so daß auch die Pflanzengerüche sich sehr von der Wärme abhängig zeigen. Wer selbst Blumen züchtet und beobachtet, wird wissen, daß unsere ersten Frühjahrsblumen nicht sonderlich duftreich sind und daß nur das Weilschen eine rühmensewerte Ausnahme macht. Sobald aber die Wärme sich steigert, vermehrt sich auch die Zahl der wohlriechenden Blumen, bis sie mit der duftgeschwängerten Rose den Höhepunkt ihrer Zeit erreichen. Ferner wird man bemerkt haben, daß die Blumen nicht alle Jahre gleich stark und lieblich duften, denn es haben die jährlichen Witterungsverhältnisse nicht nur auf das Wachstum und Gedeihen, sondern auch auf Stoffe und Produkte der Pflanzen sehr wesentlichen Einfluß. Dieselben Verhältnisse bedingen auch die Zunahme der Geruchspflanzen nach dem Süden hin. Denn während innerhalb unserer gemäßigten Zone zwar viele Pflanzen von zartem und feinem Geruch gedeihen, haben die blütenprangenden Tropenländer nicht nur einen größeren Reichtum an Geruchspflanzen aufzuführen, es steigern sich vielmehr auch deren Gerüche bis zu einem solchen Grade, daß sie nicht mehr angenehm, sondern betäubend wirken. Viele der duftbegabtesten Prachtpflanzen warmer Erdsröße, bei uns mit Aufbietung aller Sorgfalt zur Blüte gebracht, lassen durch verminderten Glanz ihrer Farben, wie auch durch sehr geschwächte Geruchsentwicklung nur zu deutlich merken, daß sie, in die Fremde verpflanzt, nicht mehr von ihrer heimischen Sonne befehieneu werden.

Doch die Wärme ist nicht allein der maßgebende Faktor für die Blumengerüche; es sprechen vielmehr bemerkenswerte Ausnahmen dafür, daß noch andere Einflüsse vorhanden sein müssen, die bestimmdend auf die chemischen Bestandteile der Pflanzen einwirken. Feuchtigkeitsverhältnisse, Zusammensetzung des Erdbodens, vielleicht auch feinere, uns unbekanntere klimatische Verhältnisse mögen

wohl mit der Wärme gemeinsam die Eigentümlichkeiten der Gewächse bestimmen, denn auf anderem Wege ließen sich manche Tatsachen schwer erklären. Hiernach ist auch die falsche und doch so weit verbreitete Meinung, daß es im Norden und auf hohen Gebirgen keine wohlriechenden Blumen gäbe, zu berichtigen. Denn unsere Birke z. B., die wir ihres belebenden, harzigen Waldduftes halber sogar als „Pflingstmaie“ im Zimmer aufstellen, soll in Lappland noch viel stärker und angenehmer duften, und von den Alpen kann sogar gesagt werden, daß sie im Verhältnis mehr riechende Pflanzen besitzen als unsere Ebene. Und ähnlich, wie von südlicheren Pflanzen gesagt wurde, verlieren auch die nordischen ihren Duft, sobald sie nach wärmeren Distrikten oder aus höheren Regionen in die Ebene versetzt werden. Die Walderdbeeren, bei uns von so ausgezeichnetem Aroma, verlieren dasselbe in den Tropen; das Gleiche muß von unseren Obstsorten gesagt werden, die dagegen, unter Einwirkung des südlichen Himmels gezogen, sich durch Größe und Saftigkeit der Früchte auszeichnen.

Eine mit der natürlichen Verwandtschaft harmonisierende Erscheinung ist es, daß manche Pflanzenfamilien äußerst wenige, andere um so mehr Glieder aufzuweisen haben, die durch Wohlgeruch besonders ausgezeichnet sind. Die Doldenpflanzen und Lippenblütler sind nach dieser Seite hin sehr im Vorteil, wogegen die Gräser sich recht arm erweisen. Oder berücksichtigen wir nur die beiden großen Abteilungen der Monokotyledonen und Dikotyledonen, so fällt der Vorzug eines Reichtums an wohlriechenden Arten entschieden jenen zu, trotzdem sie im Kreis der Blütenpflanzen nur eine kleine Minderzahl ausmachen. Unsere Lilien, Hyazinthen und andere Zwiebelgewächse, fast alle mehr oder minder duftbegabt, können als wohlberedete Zeugen aufgerufen werden. Man hat die Menge der zur ersten Gruppe gehörenden wohlriechenden Arten auf 14 Proz. geschätzt, was gewiß als sehr zutreffend angenommen werden darf, wenn man bedenkt, daß namentlich unter den Tropen die farbenprächtigsten Blumen, als Aroideen, Orchideen, Amorphyllen, Eliaceen, Bromeliaceen usw. alles Monokotyledonen (Einsamenslapper), zugleich auch die geruchreichsten sind. Die andere Abteilung dagegen, zu der Rosen, Nelken und andere zählen, ist zwar viel reicher an Menge, doch ärmer an wohlriechenden Arten, die man hier auf etwa 10 Proz. schätzt.

Auffallend dürfte es aber sein, daß Farbe und Duft der Blumen durchaus nichts mit einander gemein haben, obgleich beide derselben Quelle zu entstammen scheinen. Denn während gesteigerte Lichtwirkung die Blumen feuriger malt und vermehrte Wärme auf ihren Duft von wohlthätigem Einfluß ist, sind doch die hundertfarbigsten Blumen nicht notwendig auf die geruchreichsten. Weißfarbige Blumen findet man am häufigsten wohlriechend, dann folgen die rotblühenden, während unter den braunen und orange-farbigen sich nur wenige finden, die ein angenehmer Duft auszeichnen.

Wo aber haben die Pflanzengerüche ihren Sitz? Finden sich besondere Organe oder Gefäße im Pflanzenkörper vor, die den Niesstoff bereiten und in ihre Umgebung aushauchen? Was ist überhaupt dieser Stoff?

Mit diesen Fragen stehen wir vor den eingangs erwähnten physiologischen Mäteln des Pflanzenlebens. Noch niemand hat den Niesstoff gesehen, niemand die Teile entdeckt, die ihn entwickeln und verbreiten; niemand kennt die Bestandteile des Wohlgeruchs, den uns die Sommerluft aus tausend holden Blumen zuträgt.

Die Pflanzen tragen ihren Geruch in sogenannten ätherischen oder flüchtigen Ölen, einen Stoff, der bei gewöhnlicher Temperatur und im reinen Zustande einer wasserhellen, ungefärbten Flüssigkeit gleicht, und von starkem, meist angenehm gewirzhaftem, aber auch widrigem Geruch und brennendem, aromatischem Geschmack ist. Diese Öle sind sowohl in den Blünteilen als in Samen und Früchten, in den Blättern und Zweigen, wie in Wurzeln und Zwiebeln, kurz in allen Teilen des Pflanzen-individuums enthalten, und kommen hier entweder in eigenen Gängen oder besonderen Zellen und Zellengruppen (Drüsen) als winzige Tröpfchen vor. Bald sind sie fertig gebildet, bald entstehen sie erst durch eine eigentümliche Art von Umsezung aus zwei oder mehreren flüchtigen Stoffen. Zuweilen enthält eine und dieselbe Pflanze in ihren verschiedenen Teilen auch verschiedene ätherische Öle, wie z. B. das Öl der Pomeranzblüte von dem der Blätter und beide von dem der fruchtigsten verschieden ist. Und da der Geruch der Pflanzen vom Standorte, Klima, Bitterungs- und anderen Verhältnissen abhängig ist, so leuchtet ein, daß diese Ursachen zunächst die Menge und Qualität der ätherischen Öle beeinflussen und davon erst in zweiter Linie den Geruch der Pflanzen abhängig machen. Hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung sind diese Öle sehr verschieden, doch lassen sie sich in zwei Hauptgruppen unterbringen, wovon die der einen nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, während die der anderen außer diesen Bestandteilen Sauerstoff und einige wenige noch Schwefel- oder Stickstoff enthalten. Letztere sind die am wenigsten angenehmen riechenden Öle.

Da das Gefallen an Wohlgerüchen tief im Wesen des Menschen begründet ist, so sind seine Ausströmungen, jene flüchtigen Blumen-geister zu fesseln und seinem Genuße dienstbar zu machen, nur zu leicht erklärlich. So ist denn auch die Gewinnung jener ätherischen Öle ebenso ausgedehnt, wie ihre praktische Verwendung mannigfaltig geworden ist. Während die einen (sauerstofffreien)

technischen Zwecken nützen, dienen andere als medizinische Mittel oder als Gewürze und dritte finden als Räuchermittel Verwendung. Die größte Bedeutung aber haben diese kostbaren Niesstoffe für die Parfümerie, die mit ihrer Hilfe eine Menge duftiger Präparate herstellt.

Kleines Feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Ein Vorfahr des Kupferstichs. Ueber die Entstehung des Kupferstichs ist viel gefabelt worden, bis man schließlich die Unhaltbarkeit aller dieser Behauptungen nachwies, ohne aber deshalb neue sichere Tatsachen an ihre Stelle setzen zu können. Die Anfangsgeschichte dieser wichtigen Technik war daher in ein dichtes Dunkel gehüllt, in das nun ein interessanter Fund etwas Licht bringt. In dem von Professor Viermann herausgegebenen „Cicerone“ macht Dr. E. Baumeister auf eine Bronzetafel des historischen Museums zu Basel aufmerksam, die für die Geburtsstunde und Heimatskunde des Kupferstichs von Bedeutung ist. Es ist eine niederländisch-burgundische, auf Bronze gravierte Motivtafel, die nach der klaren Inschrift 1433 von der Herzogin Isabella von Burgund dem Karthäuser-Kloster zu Basel geschenkt wurde. Das Werk, das in der Mitte die Pietä und die von den stehenden Heiligen Elisabeth und Andrea präzentierte fürstliche Stifterin und ihren Gemahl, Philipp den Guten, zeigt, ist von so reifer Formensönheit und warmer Beseelung, daß es nur von der Hand eines in Burgund arbeitenden Niederländers geschaffen sein kann. Von besonderer Bedeutung ist nun die Technik dieser Gravierung, die sich als eine deutliche Vorstufe der Kupferstichtechnik erweist. Die Linien sind, wie man aus den spitzauslaufenden Enden erkennen kann, mit dem Grabstichel gearbeitet; die tiefen Hauptfurchen waren allerdings mit einer farbigen Masse ausgefüllt; doch die Behandlung der feineren Linien unterscheidet sich in nichts von der üblichen Bearbeitung einer Kupferstichplatte. Wie man es auch bei dem früheren italienischen Kupferstich feststellen kann, steckt die ganze Darstellung noch in den Fesseln der ornamentalen Flächenverzierung. Ueberaus reich ist jedoch die Wiedergabe der Schatten, die bald in kräftigen Kreuzlagen, bald in tonigen Parallelschraffierungen gegeben sind. Jedenfalls ist die Fertigkeit in der Grabstichelführung, die sich hier offenbart, in der Folgezeit, bis gegen Ende des Jahrhunderts, kaum übertroffen wurden. Durch diese Bronzearbeit wird also erwiesen, daß die Technik des Grabstichels im Jahre 1433 in den Niederlanden bereits zu hoher Vollkommenheit gediehen war. Es war noch ein Schritt, von einer solchen Platte Abdrücke herzustellen. Der Gedanke, Bilder durch ein Druckverfahren auf Papier zu vervielfältigen, war im Holzschnitt bereits seit mehreren Jahrhunderten verwirklicht. Nachdem man dieses wichtige Prinzip einmal erkannt hatte, mußte sich seine Uebertragung auf Grabstichelarbeiten ganz von selbst entwickeln, und so weisen denn auch unter den frühen niederländischen Kupferstichen einige manche Ähnlichkeiten mit der Baseler Motivtafel auf. Wahrscheinlich sind die Anregungen, die so von Burgund aus nach Basel kamen, dort auf einen fruchtbareren Boden gefallen und haben auch hier die Entstehung des Kupferstichs begünstigt.

Haushirtschaft.

Die Wirkung der Wärme auf die Milch. Die Ansichten darüber, bis zu welchem Grad der Temperatur die Milch erhitzt werden muß, damit sämtliche in ihr enthaltenen Keime abgetötet und der Nährwert gar nicht oder möglichst wenig beeinträchtigt wird, gehen immer noch auseinander. Von mancher Seite wird eine Hitze von 120 Grad verordnet, von anderer nur eine solche von 108 bis 110 Grad. Dementsprechend schwanken auch die Vorschriften für die Dauer der Erhitzung. Für eine Entscheidung ist es wichtig, die Wirkung einer Temperatur von 100 bis 120 Grad auf die einzelnen Bestandteile der Milch kennen zu lernen. Das Albumin gerinnt bereits bei Temperaturen von weniger als 100 Grad. Bei 80 Grad dauert es eine halbe Stunde, bei 90 Grad nur 5 Minuten, bis der ganze Gehalt an Albumin geronnen ist. Beim Kasein wird dasselbe Ziel erst sehr viel später erreicht, nämlich bei 130 Grad in einer halben Stunde und bei 140 Grad in 5 Minuten. Dieser Stoff verändert sich aber schon bei niedrigen Wärmegraden, ebenso die Laktose, der Milchzucker, wenn auch in geringerem Maße. Die Phosphorsalze, die in der Milch gelöst sind, schlagen sich bei 100 Grad in unlöslicher Form nieder. Außerdem entweicht bei der Siedetemperatur des Wassers das gesamte in der Milch gelöst gewesene Gas. Auch die Fettsäuren erleiden Veränderungen bei 100 Grad. Die Zitronensäure, die einen natürlichen Bestandteil der Milch bildet, erfährt gleichfalls Umwandlungen, wenn die Temperatur über 75 Grad steigt. Der Stoff, der die Milchsäuregärung herbeiführt, wird schon bei 76 bis 77 Grad vernichtet. Demnach macht die Milch schon vor Eintritt des Siedens tiefgehende Veränderungen durch, jenseits einer Temperatur aber geradezu eine Umwälzung ihres natürlichen Gleichgewichtszustandes. Deshalb ist abgelochte Milch auch ein für kleine Kinder durchaus ungeeignetes Nahrungsmittel. Glücklicherweise sterben die in ihr etwa anwesenden Bakterien schon bei geringerer Erhitzung, und man darf sagen, daß eine solche von 70 Grad während der Dauer von einer Viertelstunde die meisten gefährlichen Keime, wie die der Tuberkulose, des Typhus, des Kinderdurchfalls usw. vernichtet.